

Feuilleton-Beilage

Leipziger Volkszeitung 1910. Nr. 184

Die Vetter.

Eine Geschichte von der Hausmaus, der Waldmaus, der Feldmaus, der schwarzen und der braunen Ratte.

Von Karl Gwald.

Nachdruck verboten. Nach einiger Zeit langte aus der Hauptstadt eine ungeheure große Kiste mit Kolonialwaren im Forsthof an. Die Vorräte sollten den ganzen Winter über ausreichen, meinte der Förster, der zur alten Schule gehörte, und alles auf einmal zu einer bestimmten Zeit im Jahre bekommen wollte, genau so, wie es vom ersten Jahre an gewesen war, als er mit seiner jungen Frau in die Försterei einzog.

Die Kiste war so groß, daß das Fräulein und der Knecht bei ihrer Ankunft gar nicht wußten, was sie damit anfangen sollten. Und Haus konnte man sie nicht schaffen, weil die Türen nicht breit genug waren. Draußen auf dem Hof konnte sie auch nicht stehen; denn das Fräulein konnte die Sachen heute doch nicht auspacken, weil sie gerade dabei war, Pfämen einzumachen. Und natürlich mußte sie selber mit dabei sein; anders ging es nicht. Außerdem schien es regnen zu wollen. Der Förster meinte, zur Nacht werde es bestimmt regnen, er könne es in seiner linken Schulter spüren. Das war ein Barometer, das nie versagte.

„Können wir sie nicht in die Scheune schaffen?“ fragte der Knecht. „Da kann sie ja überhaupt vorläufig stehen bleiben und ist niemand im Wege.“ So wurde die Kiste denn in die Scheune transportiert. Und da stand sie fünf Tage lang in einem Winkel. Aber schon in der ersten Nacht, während der Regen, den die linke Schulter des Förstlers vorausgesehen hatte, in Strömen niederfiel, erregte sich etwas Brauenhaftes.

Wäßlich hörte man nämlich einen sonderbaren Laut von dem Ende der Kiste her, das ganz im Winkel stand: ein Klagen und Knirschen, als ob ein Tier in der Kiste wäre. Und das war auch der Fall, wie sich bald herausstellte. Denn als das Klagen eine Zeitlang gedauert hatte, kam aus der Kiste eine große, dicke braune Ratte zum Vorschein. In demselben Augenblick stürzte eine Menge Zucker auf sie herab, aber sie rührte den Zucker gar nicht an; davon hatte sie in der Kiste schon genug bekommen. Sie frug vielmehr sofort an, ein Loch in den Fuchsboden zu nageln. Die Bretter waren an dieser Stelle ziemlich morsig, so daß dies ziemlich leicht war. Binnen kurzem war das Loch fertig, und unter den Brettern war gut Platz für eine Rattenfamilie. Dann frug die Ratte unverzüglich an, Stroh zu sammeln, um ihr Nest damit auszustopfen.

Als sie mit der Arbeit ungefähr fertig war, stand sie still und sah auf einmal der Hausmaus gerade ins Gesicht. „Wer in aller Welt bist du denn?“ fragte diese. „Du hast eine Mausegestalt; und wenn du schwarz wärest, würde ich dich für eine Ratte halten.“ „Ich bin auch eine Ratte. In früheren Tagen waren die Ratten schwarz. Jetzt ist es modern, braun zu sein. Die schwarzen Ratten sind ganz veraltet und taugen zu nichts mehr.“ „Soso!“ sagte die Hausmaus nachdenklich. „Ich lebe allerdings hier auf dem Lande und weiß nichts davon, was draußen in der weiten Welt vorgeht. Ich bin nämlich die Hausmaus, mußt du wissen.“

„Das kann ich mir denken, sagte die Ratte. Ich habe in der Stadt viele von deiner Sorte gesehen. Aber was willst du hier in der Scheune? Ich dachte, du hieltest dich an die Küche und Speisekammer.“ „Das tue ich im allgemeinen auch,“ erwiderte die Hausmaus. „Im übrigen aber darf ich mich doch aufhalten wo ich will. Und durch die Abflurinne in der Küche kann ich herüberkommen, ohne nah zu werden. Es regnet nämlich ganz schrecklich, mußt du wissen.“

„Was denn?“ rief die Ratte. „Fürchtest du dich vor einem bißchen Wasser? Je mehr, desto besser! Ich schwimme nämlich wie ein Fisch. Einmal bin ich sogar in der Stadt quer über den Hafen geschwommen; und ich fühle mich eigentlich gar nicht wohl, wenn ich nicht jeden Tag eine kleine Schwimmtour mache.“ Hier ist doch wohl hoffentlich ein ordentliches Minnestein?“

„Ach, ein ekelhaft breiter. Aber um den gehe ich immer herum. Auch die Abflurinne benutze ich nur, wenn sie trocken ist. Heute bin ich hergekommen, um ein bißchen von der neuen Ratte mit Kolonialwaren zu profitieren. Ich hörte das Fräulein sagen, daß sie eingetroffen ist. Und es pflegt sie immer etwas aus den Taschen zu ziehen, was man abgeben kann.“

„Allerdings ist sie eingetroffen. Ich muß es wohl wissen, da ich mit ihr angekommen bin.“ „Du bist mit der Ratte angekommen?“ rief die Hausmaus erstaunt. „Gewiß! Ich sah unten auf dem Boden, als die Leute sie zu packen begannen. Es war halbdunkel, so daß sie mich nicht sehen konnten, und ich mußte mich natürlich nicht; denn wenn sie mich entdeckt hätten, so hätten sie mich totgeschlagen. Und nun packten sie nach und nach alles auf mich heraus: Zucker, Kaffee, Tee, Blut, Schokolade, Stärke und alle möglichen Gewürze, bis die Kiste ganz vollgestopft war. Dann kam der Deckel drauf, und im Fluge ging es mit uns zur Bahn.“

„Das muß eine entzückende Reise gewesen sein!“ rief die Hausmaus und legte sich den Mund. „Ja, in gewisser Beziehung war das der Fall,“ sagte die Ratte. „Die Kost war gut, und man hatte sie gleich zur Hand, verstehtst du, und dann brauchte man sie mit niemand zu teilen, und niemand störte einen. Aber das Kergerliche bei der Geschichte war, daß ich eben erst Hochzeit gehalten hatte und bald Kinder bekommen soll. Darum hatte ich große Angst, sie könnten während der Reise zur Welt kommen. Es ist aber gut gegangen, und ich bin glücklich herausgekommen, wie du siehst, weil die Risse nicht gleich ausgepackt wurde. Na, selbst wenn es der Fall gewesen wäre, hätte ich mich wohl geholfen, indem ich an den Leuten vorbeigesprungen wäre. Aber besser ist es. Jetzt habe ich mir unter dem Scheunenboden eine hübsche Wohnung eingerichtet, und die Kinder können kommen, wann sie wollen.“

„Danke sehr,“ sagte die Hausmaus. „Ich möchte nur erst gern ein bißchen von dem wunderbaren Zucker essen, der hier herabdringt. Das ist ja eine Masse!“ „Ich nur ruhig drauflos,“ meinte die Ratte. „Hier ist genug davon. Ich traktiere. Im übrigen aber möchte ich dir sagen, daß es später, wenn ich erst ganz in geordneten Verhältnissen lebe, am besten ist, wenn sich jeder für sich hält. Das heißt: es kann natürlich leicht passieren, daß ich einmal einen kleinen Abnehmer in die Speisekammer mache, wenn ich Lust und Gelegenheit dazu habe. Aber dir rate ich bestimmt davon ab, hierher zu kommen. Und besonders mußt du dich vor mir in acht nehmen, wenn ich hungrig bin. Dann stehe ich nicht dafür ein, was geschehen kann, wenn ich dich treffe.“

„Ma, auffressen wirst du mich doch wohl nicht!“ sagte die Maus, während sie den Zucker aufleckte. „Gott, wie schön das schmeckt!“ „Natürlich fresse ich dich auf,“ entgegnete die Ratte. „In der Stadt haben wir einmal eine junge Ratte gefressen.“

„Eine junge Ratte?“ Die Maus hörte ganz auf zu lecken, so erschrocken war sie. „Gewiß! Es war ganz einfach, und niemand von uns hat Leibschmerz bekommen. Die Ratte vor den Nageln ist sehr liebt werden. Sie tun nichts, wenn man sie nur auftrifft, solange sie klein sind.“

Die Hausmaus starrte die Patte hingerissen an. Dann rief sie: „Vetter, du bist fürchterlich. Ich habe Angst vor dir.“ „Das ist sehr vernünftig von dir,“ erwiderte die Ratte. „Nenn mich übrigens nicht Vetter. Aus der weiteren Verwandtschaft mache ich mir nichts; und es macht die Sache nur ärgerlich, wenn ich dich einmal fresse. Aber augenblicklich bin ich, wie gesagt, satt, und du hast nichts zu besorgen.“

Nun besuchte die Hausmaus die Ratte in ihrer neuen Wohnung, die ihr sehr gefiel, wenn sie ihr auch für Mäuseverhältnisse etwas groß erschien. Darauf verabschiedete sie sich und lief ins Haus zurück. Aber in den nächsten Nächten suchte sie immer wieder die Scheune auf und bekam ihren Anteil von dem guten Inhalt der Kiste. Die Ratte nagte das Loch größer und größer, so daß immer mehr von den lederen Dingen hervorkam, und zwar immer auf der Seite, die der Ecke zugekehrt war, so daß niemand es ahnen konnte. Und die Ratte sowie die Maus fragten ganz geschöpft. Am vierten Tage bekam die Ratte ihre Jungen — sieben nette kleine Mäuseköpfe.

„Sie sind so hübsch, als ob es Mäuse wären,“ meinte die Hausmaus. „Gott behüte!“ rief die Ratte. „Wenn keine ordentlichen Ratten daraus werden, fresse ich sie sofort auf.“ In dieser Nacht nahm die Maus ein großes Stück Zimt mit ins Haus hinüber. Denn sie hatte das Fräulein sagen hören, man solle die Kiste bald geöffnet werden. Und dann mußte die Herrlichkeit ja natürlich ein Ende nehmen.

„Doch du denn nun keine Angst davor, daß die Sache entdeckt wird?“ fragte sie die Ratte. „Eine Ratte hat nie Angst,“ war die Antwort. „Sonst wäre es eben keine Ratte, Freundchen.“ „Es muß hübsch sein, wenn man so veranlagt ist. Eine Hausmaus hat immer Angst. Sonst wäre sie wohl gar keine Maus.“

„Schon möglich; aber nun ist es das Beste, daß du gehst. Und vergiß meine Verabredung nicht, daß, wenn die Kiste weg ist, die Freundschaft und Verwandtschaft im selben Augenblick aus sein muß.“

„Dawohl,“ sagte die Maus. „Ich werde mich von hier fern halten. Aber dann mußt du auch nicht vergessen, daß du es warst, der das Loch in die Kiste gemacht und mir mit all den guten Sachen aufbewahrt hat. Wärest du nicht gewesen, so hätte ich höchstens ein bißchen außen geleckt, wie ich es gewöhnlich tue.“

„Dummkop!“ rief die Ratte. „Adieu!“ Am nächsten Tage — um zehn Uhr vormittags, sie verlassen es in der Försterei viele Jahre lang nicht — gingen das Fräulein und der Knecht in die Scheune, um die Kiste auszuwickeln. Der Knecht wälzte sie hervor, und nun sah man ja die Beschriftung. Es stiel alles in buntem Durcheinander heraus: Zucker, Kaffee, Tee, Zimt, Gewürze, Mandeln ... bis ins Unendliche. Und alles war durcheinandergemeint und verdorben. Es war keine Dille darunter, die kein Loch hatte.

Zuerst glaubten sie ja, der Kaufmann habe die Sachen schief eingepackt; und das Fräulein schimpfte so sehr, daß er gewiß ganz unglücklich gewesen wäre, wenn er es gehört hätte. Aber dann entdeckten sie das Loch in der einen Ecke der Kiste und sahen, daß jemand sich daran zu schaffen gemacht hatte: „Hier sind Matten gewesen,“ sagte das Fräulein. „Die Sache ist ganz einfach. Hier sind Ratten gewesen!“

„Hier gibt es keine Ratten mehr,“ erwiderte der Knecht. „Vor vierzehn Tagen hab ich die letzte totgeschlagen. Außerdem sind alle Löcher mit Glascherben zugestopft, es ist Gift gesetzt und das Gift ist ganz und gar aufgetreten worden. Sie brauchen also vor Ratten keine Angst mehr zu haben. Die haben abgewirkt, das ist sicher. Aber ich bin überzeugt, daß die bösen Mäuse e, denen das Fräulein jeden Abend Zucker gibt, die Missetäter sind.“

„Ne und nimmer!“ sagte das Fräulein. „Ein so undantbarer Vöbelwicht kann meine kleine Maus unmöglich sein.“ Aber der Knecht blieb bei seiner Ansicht, und, als der Förster hinzukam, stimmte er natürlich dem Knecht bei. Negerliche waren sie alle drei, am meisten der Förster. Denn nun mußte man sich ja aus der Stadt eine neue Kiste kommen lassen, und die hatte er zu bezahlen! Er sagte denn auch den seltenen Entschluß, daß jetzt Ernst gemacht und wirklich der Kammerjäger bestellt werden solle. Der Knecht seinerseits schlug vor, eine neue Ratte anzuschaffen; aber davon wollte der Förster nichts hören, da doch einmal die alte noch am Leben sei.

Inzwischen rettete man, was zu retten war, und das Fräulein trug die Sachen an der Maus, die in ihrem Loch saß, vorbei, ins Schlafzimmer. „Die andern sagen dir etwas Böses nach, liebe kleine Maus“, rief das Fräulein. „Und nun soll ein garstiger Kammerjäger kommen, um dir zu Seibe zu gehen. Aber ich bin überzeugt, daß du es gar nicht gewesen bist; und ich werde schon sehen, wie ich dir helfen kann.“

In diesem Augenblick bemerkte sie ein Stück Zimt, das die Maus vor ihrem Loch hatte liegen lassen. Das Fräulein nahm es auf und betrachtete es genau. Gewiß, es war ein Stück Zimt. Und da sie gar keinen Zimt mehr im Hause gehabt hatten, wußte sie sofort, daß die Maus trotz alledem an der Kiste gewesen war. Da wurde sie ganz traurig und fing an zu weinen. Das Leben kam ihr recht häßlich vor, wenn sie sich noch nicht einmal auf ihre kleine liebe Maus verlassen konnte, gegen die sie so gut gewesen war.

„Pui! Schämest du dich!“ rief sie. „Wie falsch du bist! Aber du sollst keinen Zucker mehr von mir bekommen, das kannst du mir glauben!“

Aber die Hausmaus war in ihrem Loch gleichfalls sehr traurig. Einmal des Zuckers wegen, den sie nicht mehr bekommen sollte. Dann des Kammerjägers wegen, der geholt werden sollte. Und endlich des guten Fräuleins wegen, das der Maus so bitter unrecht tat. Denn allerdings hatte die Maus ja den Zimt genommen, aber sie hatte doch die Kiste nicht angeknagt. Niemand konnte von einer ganz gewöhnlichen kleinen Maus verlangen, daß sie es abschlagen sollte, wenn eine Ratte sie zu einem solchen

Freischmaus einlud. Aber sie verstand sich ja gar nicht in der Sprache des Fräuleins auszudrücken und konnte ihr die Sache nicht auseinanderlegen. Darum bekam sie natürlich von nun an nie mehr Zucker.

Drüben in der Scheune lag inzwischen die Ratte warm und wohlbehalten in ihrem Neste. Ihre Jungen wuchsen Tag für Tag. Seit einem Monat waren sie bereits große, gefräßige Tiere, die ihrer Mutter Ehre und Vergnügen machten und überall umhertollten.

„Das Fräulein hat recht gehabt. Hier sind Ratten!“ sagte Jense. „Aber von den braunen. Die sind viel schlimmer als die schwarzen, die früher hier waren. Ich glaube beinahe, es ist eine Ratte mit der Kiste aus der Hauptstadt angekommen. Ich bin ja noch nie in der Stadt gewesen. Aber mein Vetter, der dort gedient hat, sagt, es gebe dort fürchterlich viele braune Ratten.“

„Das mag schon sein,“ meinte das Fräulein. „Aber ich weiß, daß meine kleine Maus mit dabei war, darum verteidige ich sie nicht mehr und gebe ihr auch keinen Zucker.“

„Ratten und Mäuse sind beide gefährliches Ungeziefer. Laßt man sie gewähren, so verderben sie uns bald den ganzen Kram.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Wiener Walzer.

Von Ludwig Speidel.

Als die spanische Tänzerin Lola Montez einem greisen deutschen Fürsten den Sinn berückte und ihn mit dämonischer Gewalt in ihre Kreise zog, erschien aus der Feder eines österreichischen Schriftstellers ein damals vielgelesenes Pamphlet, welches den Titel „Tanz und Weltgeschichte“ führte. Die Meinung dieser Schrift war nicht zu verkennen, ja schon der Titel besagte deutlich genug, wozu sie ziele. Während die Beine eines schönen Weibes das fromme Land regierten und Staat und Kirche der Tangboden waren, auf dem sie ihre Sprünge übten, lag der Gedanke wohl nahe, den Einfluss zu schildern, den der Tanz unter gegebenen Verhältnissen auf den Lauf der Geschichte zu nehmen vermag. Zudem ist nur einige flüchtige Einblicke über den Walzer niederschreiben, möchte ich mir die bereits erwähnte Kategorie „Tanz und Weltgeschichte“ zunutze machen. Ein Spruch der Tänzerfamilie Horschelt sagte mir einmal, nachdem ich eine Partie Billard an ihn verloren, man könne vom Tanz nie mit zu großer Würde reden; wobei er mit dem rechten Fuß eine überzeugende Bewegung machte. Wort und Gebärde habe ich mir wohl gemerkt, und ich denke, er soll keinen unabhätbaren Schüler an mir finden. Der Tanz wird gewöhnlich als ein ausweidischer Vagabund behandelt. Er kommt allerdings weit her, aber er weiß, woher er kommt, und braucht sich seiner Herkunft nicht zu schämen. Er ist überall dabei gewesen, wo es hoch herging, vor der Bundeslade und vor dem goldenen Kalb. Er hat seine erste Schule in der Kirche gemacht, und ist dann, wie jeder, der seinen eigenen Wert fühlt, dem frommen Zwang entpflanzten, um sich in das bunte Treiben der Welt zu stürzen. Der Schwärmer ward zum Reyer; der Reyer, der doch wieder ein Schwärmergeist, wenn auch nach links ist, zum vollkommenen Weltklinge. Seitdem verfolgen ihn die Gewächsen des Herrn, sie verfolgen ihn weitestens öffentlich, wenn sie auch heimlich seine Nacht verpöhlen, und selbst in Wien die jungen Kapuziner in ihrem Gähnen „schiederischen“ Beleidigungen unterliegen und zu Rom die alten Karbinale des Unschönen unter den lachenden Augen des Papstes ihre Sprünge machen, wenn der musikalische Cavalier servente der Kirche, der Abbate Vizzi, mit seinem hageren Finger das Klavier dazu schlägt. Ja, der Tanz ist eine universale Macht, die sich an ihren Verächtern doppelt rächt, er ist eines jener Gesetze, die man, wie der Apostel sagt, in den Gliedern fühlt. Ihn ein flüchtiges Kind des Augenblicks nennen, heißt ihn mitdenken, heißt die gelegentliche Ursache seines Daseins mit seinem Wesen und Ursprung verwechseln. Genau und mit klaren Worten zu sagen, was er ist, wird nie gelingen; er birgt ein tiefes Geheimnis in sich, das nur der Tanzende fühlt. Man kann wohl sagen, wir tanzen Weltgeschichte, wir ahnen mit unsrem Beinen den ewigen Rhythmus alles Geschehens nach, wir spielen mit ihnen im Kosmos allverbreiteter Gegenstände, die sich im Menschengeschichte als Mann und Weib so reizend und verführerisch begegnen. Jede Zeit drückt den idealen Sinn des Tanzes in den Formen aus, die ihrem Geist entsprechen, aber an diesem Sinne selbst wird nichts geändert, ob der Tanz sich im Menneit zierlich bewegt, ob er mit der Doppelbewegung der Erde in rascherem Wirbel sich dreht, oder ob er, wie im Galopp, mit verhängtem Blied dahinstreift. In dieser zeitlichen Form der Erscheinung liegt das Verhältnis des Tanzes zur Geschichte, hier ist der Ort, wo der Tanz von der Gefühlsweise einer gewissen Zeit beeinflusst wird und auf diese Gefühlsweise wieder zurückwirkt. So verstehen wir „Tanz und Weltgeschichte“, und der treffliche Horschelt, ob er nun noch auf der Münchner Hofbühne oder vielleicht schon in einem besseren Jenseits mit den Füßen seine Ideen ausdrückt, wird auf seinen zwar unwürdigen Schüler mit Befriedigung niederzucken, weil er vom Tanzen mit einer fast philosophischen Würde gesprochen hat.

Eigentlich aber wollte ich vom Walzer reden und noch eigentlicher vom Wiener Walzer; da ich mich jedoch schon auf Seitenpfade begeben, so möge mich der freundliche Leser noch eine Weile herumirren lassen, bis ich wieder — und das soll bald geschehen — in den geraden Weg meines Themas einlenke. Ich meine nämlich, daß gerade dem Walzer gegenüber das Kapitel „Tanz und Weltgeschichte“ seine Rechnung finde. Wer heute mit einer schönen Frau im Arm sich nach den zwingenden Rhythmen eines Straußschen Walzers dreht, wird kaum daran denken, daß der Walzer sich einmal seine Existenz erst erkämpfen mußte. Wie sollte auch

* Von Ludwig Speidel's Schriften, deren ersten Band wir kürzlich angezeigt haben, ist soeben der zweite Band ausgegeben worden unter dem Titel: Wiener Tänzer und Tänzerinnen. Die Wienerische (Berlin, Verlag von Meyer u. Jessen, Preis 1.50 M.). Das Buch sammelt, was Speidel über Wiener Leben, Wiener Künstler, Wiener Landschaft und besonders Wiener Frauen geschrieben hat. Ihnen ist denn auch der reizvollste Aufsatz des Bandes gewidmet: Hans Warkant und die Frauen, der mit akademischer Grandezza ein heißes Thema behandelt. Wir drücken als Protestakt den kleinen Auffatz über den Wiener Walzer ab, der ein Beispiel für die etwas altdämonische Eleganz des berühmten Wiener Feuilletonisten abgeben kann. Das Buch ist nicht nur als leichte Lektüre zu empfehlen; es hat auch seinen bedeutenden Wert, indem es einen guten Teil des Wiener Lebens der letzten drei Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts spiegelt.